

# Tasha

Hallo, ich bin Tasha.

In Köln geborene Deutsch-Amerikanerin.

Ich war siebzehn Jahre alt, als die Dinge geschahen, von denen ich euch erzählen möchte.

Ich lebte bei meinem Vater in Hamburg - meine Mutter wohnte seit der Scheidung wieder in Chicago. Vor ein paar Jahren hatte ich sie dort einmal besucht, während mein Vater beruflich in Chicago war. Da meine Eltern einen Ehevertrag geschlossen hatten, wonach meiner Mutter nur ihre eigenen Dinge blieben und sie auf Unterhalt verzichtete, setzte mein Vater sich durch, und ich blieb bei ihm. Er meinte mir mehr bieten und besser für mich sorgen zu können als Mom.

Ich hatte es sogar sehr gut bei ihm. Obwohl er nur wenig Zeit für mich hatte, bekam ich alles, was ich brauchte - meistens sogar was ich wollte. So hatte ich mich im Laufe der letzten fünf Jahre daran gewöhnt, immer meinen Kopf durchzusetzen.

Als ich mit Paps in Chicago war, lernte ich dort den gleichaltrigen Jack kennen. Ich war mit Mom essen und danach spazierten wir noch durch einen Park - als Jack mit seinem Skateboard buchstäblich in mich hineintraste. Noch ehe ich so recht wusste, wie mir geschah, saß ich auf dem Hintern und Jack lag in voller Länge auf mir. Meine Mutter war bis ins Innerste erschrocken und stand nur da. Jack hatte sich bei dem Sturz ziemlich weh getan und ich lag auf dem Rücken - und lachte. Dieses verging mir aber bald, als Jack mit schmerzverzerrtem Gesicht »Sorry!«, murmelte und sich von mir herunterrollte. Meine Mutter erwachte aus ihrer Starre und kniete sich neben Jack.

»Bist du verletzt?«, fragte sie und schob das Skateboard beiseite.

»Ich weiß nicht genau ... Mein Knie tut ziemlich weh«, stöhnte er.

»Kannst du aufstehen?«, wollte Mom von ihm wissen.

»Ich versuche es mal«, meinte er und rappelte sich mit unserer Hilfe hoch. Ernsthaft verletzt war er zwar nicht, aber vernünftig laufen ging trotzdem nicht.

»Bist du eigentlich okay?«, wandte er sich an mich.

»Sicher, mir ist nichts passiert. Vielleicht bekomme ich einen blauen Fleck am Po, aber mehr ist nicht.«

Meine Mutter entschied, dass wir Jack in ihrem Auto nach Hause bringen, denn in ein Krankenhaus wollte er nicht.

Ab dem Tag traf ich mich relativ häufig mit Jack. Ich fand ihn nett, man konnte Spaß mit ihm haben und - was mir aber egal war - meine Mutter und mein Vater fanden ihn toll, sympathisch und was auch sonst noch. Ein

echtes Problem für mich aber war, dass Jack total in mich verliebt war. Dabei schien es ihm wenig auszumachen, dass ich auch schon mal mit seinen Kumpels flirtete, ihn gelegentlich versetzte und immer wieder meine Launen an ihm ausließ. Er duldet alles! Dabei war ich nicht im Mindesten verliebt. Doch wenn ihm Eine schöne Augen machte, flippte ich regelrecht aus - was ihm dann wieder Hoffnungen machte. Ein Teufelskreis!

Als ich zurück in Deutschland war, legte ich die Episode Jack zu den Akten und dachte kaum mehr an ihn, beantwortete keinen seiner Briefe oder Anrufe. Zu jener Zeit bekam ich deswegen richtig fiesen Zoff mit meinem Vater, sogar meine Mutter klinkte sich von Chicago aus ein. Beide vertraten den Standpunkt, ich hätte Jack als Spielball meiner Launen nur benutzt, ihm Hoffnungen gemacht und ihn letztlich wie eine heiße Kartoffel fallen lassen. Streit auf Streit mit meinem Vater folgte und schließlich zwang er mich, als Jack wieder einmal anrief, mit dem Jungen zu reden.

»Hallo Jack ...«, maulte ich in den Hörer.

»Tasha?! Endlich erreiche ich dich mal!« Er freute sich ganz offensichtlich sehr.

»Was gibt es? Ich habe es nämlich eilig ...«, motzte ich und mein Vater warf mir warnende Blicke zu.

»Ich versuche schon seit Wochen, dich mal zu sprechen. Und geschrieben habe ich auch ... aber vielleicht sind die Briefe verloren gegangen? Na ja, jetzt habe ich dich ja endlich mal erwischt«, lachte er.

»Jack, wirklich... Ich bin gerade...«, stammelte ich nach Worten suchend, und wieder drohte mein Vater mir mit Blicken.

»Ich rufe wohl ungelegen an, oder?«, bemerkte Jack sehr richtig.

»Um ganz ehrlich zu sein ... Ach Jack, ich ... ich weiß nicht, ob du dich überhaupt noch mal melden solltest.«

»Du willst nicht, dass ich anrufe? Oder schreibe?«, fragte er und war ganz fassungslos.

»Wenn ich in dir falsche Hoffnungen geweckt habe, tut es mir leid. - Wir können gern ab und zu Kontakt haben, Freunde bleiben ... aber mehr nicht. Es tut mir leid, Jack.«

»Tja, da kann man nichts machen, schätze ich. - Bis irgendwann mal«, murmelte er und legte einfach auf.

Ich schaute auf den Telefonhörer, und mein Vater meinte kühl: »Das hat der arme Junge wirklich nicht verdient.«

»Aber ich war doch jetzt ehrlich zu ihm! Was habe ich nun wieder falsch gemacht?«, empörte ich mich.

»Du warst ehrlich, ja - allerdings ein paar Monate zu spät, Natasha! Wünsche dir lieber, dass nie jemand so mit dir spielt!«, schimpfte er und ging in sein Büro zurück.

»Also, wie man es macht, es ist verkehrt«, murmelte ich vor mich hin und war im Gedanken schon beim Treffen mit einer Freundin und unseren beiden Kumpels. Das Telefonat und die Standpauke von meinem Vater hatte ich bereits wieder verdrängt.

Ich duschte, zog mich um und sauste mit meinem Mofa zum Treffpunkt: dem Brunnen am Marktplatz.

»Du bist reichlich spät«, begrüßte mich Angie, die neben ihrem Daniel auf der Brunnenumrandung saß und mit ihm Händchen hielt.

»Hatte noch 'ne Diskussion mit meinem Alten. - Wegen dem anhänglichen Ami«, stöhnte ich und setzte mich zu Mark.

»Hast du immer noch keine Ruhe vor dem?«, beschwerte Mark sich, der längst schon ein Auge auf mich geworfen hatte - allerdings mit demselben Erfolg wie Jack. Ich benutzte ihn lediglich für meine Zwecke und zickte ein bisschen rum, wenn die Gefahr bestand, dass er sich von mir abwandte.

»Er hat heute mal wieder angerufen ... Aber ich habe ihm klar gemacht, dass er mich in Frieden lassen soll, und ich glaube, das hat er jetzt auch kapiert«, verkündete ich stolz. Angie schaute mich - wie so oft - nur vorwurfsvoll an und schüttelte nur ihren hübschen Blondschoopf.

»Was ist denn?«, giftete ich sie an.

»Ich weiß nicht, wie du mit den Menschen so umspringen kannst?! Tut dir der Junge denn nicht leid? Ich meine, wie verliebt muss er sein, wenn er von Chicago nach Deutschland telefoniert?«

»Ist mir doch egal! Ich habe nicht um seine Gefühle gebeten«, wehrte ich mich.

»Okay, lasst uns das Thema wechseln«, schlug Daniel vor, der die Situation schon eskalieren sah.

»Da wäre ich auch für«, stimmte ich zu und fragte, wer sich von mir zu einem Eis einladen lassen wollte. Alle wollten und so schlenderten wir - Mark mein Mofa schiebend - zur Eisdielen hinüber und suchten uns einen Tisch. Eifrig kam Gianluca, der Kellner, an unseren Tisch und flirtete mit mir, was das Zeug hielt, während er unsere Bestellung aufnahm. Gianluca, auch jemand, den ich schon seit längerem total niedlich fand - aber dennoch jemand, bei dem ich es nicht wagte, meine Spielchen zu spielen. Ich glaube, er war ein Mensch, der sich so was niemals hätte gefallen lassen. Das mochte zum Teil sicher an seiner südländischen Mentalität liegen. Aber auch daran, dass er ein paar Jahre älter und reifer war als ich. Ich

lächelte hier und da mal zu ihm rüber, aber mehr traute ich mich bei ihm einfach nicht.

»Worüber denkst du nach, hm?«, meinte Mark und tippte mich mit dem Finger auf die Nase.

»An nichts!«, erwiderte ich schnippisch.

»Sorry, man wird doch wohl mal fragen dürfen - oder nicht?«

»Lass es lieber. Prinzessin Natasha ist heute etwas überempfindlich«, meinte Daniel sarkastisch - der Einzige, der sich hin und wieder traute, mir in die Parade zu gehen.

»Hör auf zu spinnen!«, konterte ich, zahlte und verließ wutschnaubend und ohne mich zu verabschieden die Eisdielen.

»Natasha!«, rief Angie mir nach, doch ich hatte für heute genug von ihnen und wollte nur noch nach Hause.

Das alles geschah knapp ein Jahr zuvor. Angie und Daniel waren schon lange nicht mehr zusammen und Mark hatte es aufgegeben, mein Herz erobern zu wollen. Wie konnte er auch ahnen, dass er es eh nie schaffen würde?

Ich wollte und ich würde mich niemals verlieben. Zu lieben bedeutet, verwundbar zu sein. Meine Mutter liebte ich auch - aber sie hatte mich verlassen und mich total damit verletzt. So etwas sollte mir ganz sicher nie mehr passieren, das wollte ich verhindern. Wen ich nicht liebte, der konnte mich nicht verlassen, mir nicht wehtun und mich nicht verletzen.

Zu Angie hatte ich nur noch spärlichen Kontakt. Sie war im Sommer vom Gymnasium abgegangen und arbeitete seitdem in der Eisdielen, war mit Gianluca verlobt. Dass wir nur wenig Kontakt hatten, lag wohl auch daran, dass Gianluca immer noch ein bisschen für mich schwärmte – hatte Daniel mir erzählt – und das ertrug Angie verständlicherweise nicht sehr gut. Wenn wir uns mal ohne ihren Verlobten trafen, war alles okay. Wir redeten, lachten, machten Späßchen – aber zusammen mit Gianluca ging das alles eben nicht mehr.

So zog ich mich mehr und mehr von Daniel, Mark, Gianluca und Angie zurück – fand andere Freunde. Soweit man meinen Umgang mit ihnen überhaupt Freundschaft nennen konnte. Im Prinzip behandelte ich sie je nachdem, wie meine Stimmung und meine Ansprüche waren. Hatte ich Lust Carla, Sandra, Tim oder Steve zu sehen, tat ich es. Wenn ich sie nicht sehen wollte, kümmerte ich mich nicht um sie. Und alle vier ließen sich das, warum auch immer, stets gefallen.

Das Schuljahr neigte sich dem Ende zu, ich war inzwischen siebzehn Jahre alt und hatte gerade die Prüfungen für mein Abi hinter mir – ein Jahr früher als ursprünglich geplant.

Am Tag des Abiballs saß ich mit Paps beim Frühstück.

»Und – wie ist dein Gefühl wegen dem Zeugnis? Meinst du, es gibt Probleme?«, fragte er.

»Nein, natürlich nicht! Die Prüfungsergebnisse haben wir doch schon vor Wochen bekommen, Dad. – Ich habe mein Abi in der Tasche«, lächelte ich.

»Dass du es geschafft hast, weiß ich. Aber was glaubst du, welchen Notendurchschnitt du erreichen wirst? Kommst du auf 2,5?«

»Ich bleibe auf jeden Fall deutlich darunter! Ich schätze, so ungefähr 2,0«, grinste ich.

»Das will ich erleben«, grinste Dad zurück.

»Das wirst du auch!«

»Wenn du unter 2,5 kommst, darfst du – auf meine Kosten – drei Wochen Urlaub machen. Und das, wo immer du möchtest.«

»Im Ernst? Gibst du mir dein Wort?«, bat ich.

»Gerne, wenn du willst. – Wir sehen uns heute Abend und dann klären wir die Einzelheiten, falls du überhaupt auf 2,0 kommst. – Ich muss dann jetzt auch los. Heute kommt eine Lieferung von Demo-Tapes – ich kann von Glück reden, wenn da auch nur *ein* Brauchbares dabei ist.«

»Okay, mach's gut, Paps.«

»Ich bin heute extra deinetwegen schon gegen 18 Uhr zu Hause – wegen der Abschlussfeier und so weiter. Mach dich hübsch, okay? Ich möchte doch gern mit meiner schönen Tochter angeben«, lachte er noch, dann verließ er das Haus.

*Schön?*, dachte ich, *er findet mich schön?* Ich selbst war allzu oft weniger als unzufrieden mit mir selbst: nette fünfundfünfzig Kilo auf 1,70 m, hüftlanges, schwarzes, leicht gewelltes Haar, ganz dunkle blaue Augen. Und das nannte Papa hübsch? Ich sah das ganz anders.

Während des Abiballs prallte ich auf einem der Korridore mit Mark zusammen, der mit seiner neuen Freundin dort war.

»Hallo Tasha ... wie geht's?«, murmelte er.

»Ganz gut. Und dir?«, fragte ich anstandshalber.

»Na ja, wie immer halt ... Und, wie ist es gelaufen? Abi bestanden?«, lächelte er.

»Natürlich! Was glaubst du denn? Sogar besser als erwartet. Ich habe einen Notendurchschnitt von 1,9«, lächelte ich zurück.

»Dann gratuliere ich. – Ich muss dann weiter ... Conny wartet auf mich, weißt du?«

»Ist schon okay. – Bist du eigentlich glücklich mit ihr?«

»Ja, ... Warum fragst gerade du mich das?«, meinte er verlegen.

»Nur so. – Du hast es verdient ... Okay, ich muss jetzt auch wieder zu meinem Dad. Bis demnächst, Mark.«

Ich fand meinen Vater bei einem Plausch mit meiner Klassenlehrerin. Ich konnte nicht warten, bis er fertig war und zog ihn einfach zu mir herüber.

»Dad? Steht dein Angebot mit dem Urlaubsziel freier Wahl noch?«, wagte ich mich vor.

»Natürlich, ich stehe zu meinem Wort! – Hast du dir schon etwas überlegt?«

»Das habe ich! Ich möchte gern für drei Wochen zu Mom nach Chicago – wenn es dir recht ist?«

»Warum sollte es mir denn nicht recht sein? Aber soweit ich informiert bin, hat deine Mutter demnächst eine Ausstellung ihrer neuen Modekollektion ... Ich frage mich, ob sie Zeit für dich hat?«

»Ich kann auch allein etwas unternehmen ... Sie muss mir nicht Händchenhalten, Paps!«

»Ich meinte ja auch eher, ob sie damit einverstanden ist. Das müsstest du bitte noch mit ihr klären. – Von mir aus geht das in Ordnung, aber sprich das mit deiner Mutter ab, ja?«

»Kann ich sie heute noch anrufen?«, bettelte ich.

Mein Vater seufzte und nickte und wusste mit einem Mal, dass der Abiball für ihn und mich schneller vorbei war, als ihm lieb gewesen wäre.

Die Fahrt nach Hause zog sich furchtbar in die Länge, aber schließlich kamen wir doch an und ich wählte Moms Nummer in Chicago.

»Hi Mommy, ich bin's, Tasha...!«

»Hallo, wie geht es dir? – Wie ist das Abitur gegangen?«

»Mit 1,9 bestanden, Mama! – Und zur Belohnung spendiert Dad mir drei Wochen Urlaub!«

»Phantastisch! Und wohin soll es gehen?«, fragte meine Mutter.

»Ich wollte eigentlich zu dir kommen ... wenn es dir recht ist?«

»Natürlich kannst du kommen ... Wenn es dich nicht stört, dass ich dich die letzte Woche allein lassen muss? Ich bereite eine Modeausstellung in Los Angeles vor und muss eine Woche vorher hinfliegen. – Du kannst natürlich auch mitkommen, wenn du Lust hast?«

»Ich denke, Los Angeles ist in jedem Fall eine Reise wert – all die hübschen Beach-Boys«, lachte ich.

»Also dann, melde dich noch mal wann du ankommst, ja? Ich hole dich dann vom Flughafen ab.«

»Alles klar, Mom. – Du, ich freu mich auf dich!«

»Und ich freue mich auf dich. – Grüß deinen Vater, ja?«

»Mach ich. – Bis dann, Mom!«

Ich rief gleich meinen Vater auf seinem Handy an – erreichte aber nur die Mailbox. Also teilte ich ihm auf diesem Wege mit, dass er mein Flugticket besorgen könnte, da Mom mit meinem Besuch einverstanden sei. Ich sagte ihm auch, dass ich schon anfangen würde, meine Garderobe für den Urlaub auszusuchen und eventuell ein paar neue Klamotten kaufen gehen muss – ob er für diesen Monat nicht mein *Budget* aufstocken könnte?

Gegen Abend rief er mich zurück: »Hallo Kleines. – Also pass auf, ich habe mir das so gedacht: ich muss heute Abend noch nach Aberdeen, da soll eine vielversprechende neue Band sein, die ich mir unbedingt anhören soll und morgen Abend komme ich zurück. Was hältst du davon, wenn ich den Flug für Freitag buche und wir beide gehen Donnerstag zusammen für dich einkaufen? Hältst du es noch so lange hier in Hamburg aus?«, lachte mein Vater.

»Na ja, gerade noch so. - Sehen wir uns heute noch, Dad?«

»Nein, ich fahre gleich vom Büro aus zum Flughafen. – Kommst du allein klar die nächsten Tage?«

»Klar doch, Paps. – Also dann, viel Glück in Schottland. Und bring ein paar neue Superstars mit, okay?«

»Ich werde es versuchen. – Dann bis morgen Abend, ja? Und pass auf dich auf, okay?«

Kaum hatte ich aufgelegt, entschloss ich mich kurzfristig, für heute Abend eine Party zu organisieren. Ich telefonierte alle an, die ich einladen wollte, ließ mir von einem Supermarkt Getränke und von einem Partyservice ein kleines Büffet bringen und stylte mich ein wenig. Es wurde eine tolle Spontan-Fete – zwar mit einem eindeutigen Jungenüberschuss, aber gerade das gefiel mir: Ich stand mal wieder im Mittelpunkt, und das tat mir immer wieder gut.

Ich stand mit gepackten Koffern vor der Villa und wartete auf Paps, der das Auto aus der Garage holte. Knapp eine Stunde später befand ich mich im Flieger nach Chicago.

Am Gepäckband wartete ich auf meine drei Koffer und die zwei großen Reisetaschen und als ich alles gerade auf den Kofferkuli geladen hatte, tauchte meine Mutter neben mir auf. Das war vielleicht ein Wiedersehen! Gut und gern zwei Jahre hatten wir uns jetzt nicht gesehen und es gab viel

zu erzählen. Wir redeten und lachten bis zu ihrem Auto, die ganze Fahrt über und auch noch, als wir in ihrem Loft ankamen.

Als wir bei einer Tasse Tee zusammen saßen, meinte Mom plötzlich: »Jack wohnt übrigens jetzt auch hier im Haus – ganz unten.«

»Echt? Na ja, ist ja auch ein hübsches Haus ...« Mehr fiel mir dazu nicht ein.

»Na, das klingt ja nicht allzu begeistert«, meinte meine Mutter.

»Es ist mir völlig gleichgültig, wo er wohnt oder was er tut, Mom«, reagierte ich – wohl ein wenig zu heftig.

»Es gibt keinen Grund, so empfindlich zu sein! Und Jack hat durch dich ziemlich gelitten damals. Im Gegensatz zu dir freut er sich trotz allem darauf, dass ihr euch eventuell sehen werdet. Und er hätte, auch nach zwei Jahren noch, allen Grund, dir einiges übel zu nehmen. Aber ich habe das Gefühl, das tut er nicht. Du hast mit ihm gespielt, Tasha, seine innersten Gefühle verletzt und doch sagt er *ich freue mich darauf, sie zu sehen*. Also sei wenigstens halbwegs nett zu ihm.«

»Okay Mom, ich werde nett zu ihm sein, aber ganz sicher nicht mehr!«

»Mehr sollst du auch nicht tun. Nur wenn er sich da wieder in etwas verrennt und anders empfindet als du, sei ehrlich mit ihm, bitte.«

»Alles klar, Mama. – Erzähl mir aber jetzt mal von L.A. Wie lange werden wir dort sein? Was erwartet mich dort?«, fragte ich gespannt.

»Da hat es inzwischen einige Änderungen gegeben. Die Modenschau ist nach San Francisco verlegt worden. Und weil dort überhaupt noch nichts vorbereitet ist, fliegen wir schon Anfang nächster Woche rüber und ich muss sogar noch ein paar Tage nach deiner Abreise dort bleiben. Aber San Francisco ist eine richtig schöne Stadt – ich glaube, dort wird es dir auch gefallen. Ich habe nur leider ganz ganz wenig Freizeit ...«

»Ich werde mich schon zu beschäftigen wissen, Mom, keine Sorge«, meinte ich, da klopfte es an der Wohnungstür. Meine Mutter ging um zu öffnen und stand einen Augenblick später mit Jack im Wohnzimmer.

»Hallo Tasha ...«, sagte er und gab mir die Hand.

»Jack?! Du meine Güte, hast du dich ... wie sagt man? ... herausgemacht! Wie geht es dir?«

»Ich würde sagen, ganz gut – und dir?«

»Ebenso«, murmelte ich und hatte Mühe, bei seinem Anblick cool zu bleiben. Er hatte sich sagenhaft und zu seinem Vorteil verändert: Inzwischen war er so um die 1,85 m groß, richtig kräftig und er trug nicht mehr die lange Walle-Mähne, sondern nichts als seine Haut auf dem Kopf. Aber das stand ihm extrem gut, richtig sexy sah er aus. Ich hätte nie gedacht,



dass ich einen Jungen mit Glatze gutaussehend nennen würde, da ich ja eigentlich total auf lange schwarze Haare stand.

»Tasha? Träumst du?«, rief meine Mutter in meine Gedanken hinein.

»Sorry, was ist?«, stammelte ich.

»Ich sagte gerade, ich muss in meine Agentur und habe gefragt, ob du mitkommen willst?«, lachte sie.

»Ja klar, natürlich. Ich muss mich nur schnell umziehen ... Bin gleich zurück.«

Ich verschwand im Gästezimmer, schlüpfte in bequeme Jeans und T-Shirt und kehrte ins Wohnzimmer zurück. – Jack war inzwischen verschwunden.

»Ich habe ihn für heute Abend zum Abendessen eingeladen ... das ist dir doch recht, oder?«, teilte Mama mir mit. »Er ist ein attraktiver junger Mann geworden, nicht? Am Samstag hat er übrigens Geburtstag – wie wäre es, wenn wir eine Party für ihn organisieren? Seine Eltern leben seit einiger Zeit schon in Toronto und soweit ich weiß, kommen sie nicht her. – Und man wird doch nur einmal 18 Jahre alt ...«, schlug meine Mutter vor.

»Na ja, wenn du meinst ... Warum eigentlich nicht?«, lächelte ich und freute mich sogar schon darauf, Jack mit einer Fete zu überraschen.

Später am Abend war Jack dann wieder da und aß mit uns. Danach musste meine Mutter noch mal weg und ich saß mit Jack auf dem Balkon.

Unvermittelt sagte er: »Bei unserem letzten Telefonat hast du mir ziemlich weh getan ...«

»Ich weiß, ich hätte dir schon viel eher sagen sollen, dass ich nicht so ganz empfinde wie du. Damit hätte ich dir zumindest eine Menge Kummer erspart. Es ist ganz einfach so, dass mein Herz für alle Zeiten für jeden Tabu sein wird ... damit erspare ich *mir* eine Menge Kummer, weißt du?«

»Du willst dich niemals verlieben? Nie erfahren, wie schön es sein kann, mit einem anderen alles zu teilen? Nie wissen, dass da jemand auf deinen Anruf oder Besuch wartet? Nie erleben, dass jemand für dich da ist, wenn es dir nicht gut geht? Auf all das willst du verzichten, Tasha?«, fragte er fassungslos.

»Auf jeden Fall verhindere ich so, dass mir je einer wird weh tun können«, erklärte ich mit fester Stimme.

»Aber dazu muss es doch gar nicht kommen! Auf jeden Fall versäumst du so auch die schönsten Seiten der Liebe! Willst du das wirklich?« Er konnte es einfach nicht begreifen.

»Glaub mir, so ist es in jedem Fall besser. Ich hätte dir vor zwei Jahren schon sagen sollen, dass ich so denke, oder? Dann hätte ich dir nicht ganz so sehr wehtun müssen.«

»Das ist vergessen... und *auch vergeben*. Aber dass du für immer allein bleiben willst? Das ist schwer zu verstehen, Tasha! Irgendwo ist einer, der dir niemals wehtun würde, der dich mehr als alles andere liebt ...«

»Vielleicht, aber den zu finden halte ich für unmöglich.«

»Ich hätte es sein können ... Ich wollte derjenige sein, aber du hast mich weggeworfen«, murmelte er.

»Ich weiß, ich habe dich verletzt und irgendwie auch benutzt ... Ich hätte das nicht tun dürfen.«

Zum ersten Mal in meinem Leben gab ich einem Jungen gegenüber zu, mit ihm gespielt zu haben, und plötzlich fühlte ich mich total erleichtert.

»Akzeptiert«, lächelte er, beugte sich herüber und küsste mich auf die Wange.

»Freunde?« Grinste ich.

»Klar, was denkst du denn?«, meinte er und verabschiedete sich, denn er musste am nächsten Morgen früh raus und arbeiten.

Am Wochenende bereiteten Mama und ich ganz heimlich die Party für Jack vor, und sein erfreutes Gesicht war der beste *Lohn* für uns – richtig schön.

Am Montag flogen Mom und ich nach San Francisco und unternahmen am ersten Tag noch einiges miteinander – danach war ich weitestgehend auf mich gestellt und erkundete die Stadt im Alleingang. Mal ging ich shoppen oder einfach nur spazieren und lernte nebenbei San Francisco kennen - ein herrliches Städtchen.

Zwei Tage vor meiner Abreise wollte ich abends mit Mom ausgehen, aber zum Mittagessen musste ich allein gehen.

Stundenlang schlenderte ich durch die Stadt, bis ich eine kleine Kneipe entdeckte, die total gemütlich zu sein schien – also trat ich ein und suchte mir einen Tisch.

Nach einer halben Ewigkeit kam eine Bedienung zu mir: »Guten Tag. Was darf ich Ihnen bringen?«

»Schön, dass Sie mich auch schon bemerken!«, motzte ich und gab meine Bestellung auf. *Mal sehen, wie lange ich jetzt darauf warten muss*, dachte ich und blätterte weiter in einer Illustrierten.

## Celine

»Es ist fast Mitternacht, Celine. Glaubst du nicht, du solltest nach Hause gehen?« Erik schaltete den Verstärker seiner E-Gitarre aus. „Warum denn? Es klappt doch gerade so gut!“ Ich schaltete den Verstärker meines besten Freundes wieder an.

»Ehrlich, Celine. Ich fände es auch besser, Schluss zu machen für heute. Deine Mutter reißt dir sonst den Kopf ab.« Justus legte seine Drum-Sticks beiseite, stand auf und schaltete sowohl Eriks als auch meinen Verstärker ab.

»Na super! Ihr seid ja vielleicht Memmen!« Ich legte meine Bassgitarre beiseite und griff nach meiner Jacke. Ich steckte mir noch eine Zigarette an und verließ dann wutschnaubend Justus' Keller, den wir gemeinsam mit Erik als Proberaum für unsere Band *Seventies* nutzten.

Draußen regnete es, ich zog die Kapuze meines Sweatshirts über den Kopf. Scheiß Sauwetter! Typisch für Deutschland. Aber dass ich hier wohnte, war sowieso verkehrt. Geboren bin ich im sonnigen Kalifornien, genaugenommen in San Francisco, der Stadt der Unangepassten, Ausgeflippten und Phantasten. Wozu ich mich zählte? Nun ja, zu allem. Ausgeflippt war ich wohl, zumindest in den Augen meiner Umwelt. Vielleicht hatten die sogar Recht. Welches andere sechzehnjährige Mädchen stand im Jahr 2000 schon auf die Musik vergangener Jahrzehnte, wenn die Popmusik im Vordergrund stand? Insbesondere diese grausamen Boygroups, die zu der Zeit im Aufmarsch waren? Die wurden doch bloß kommerziell aufgebaut für kreischende Teenies. Was für Jungs gaben sich eigentlich solchem hirnlosen Gekaspere hin? Allein durch diese Einstellung war ich schon eine Individualistin. Und deswegen gehörte ich auch nach Kalifornien. Da hätte ich sein können, wer ich war und sein wollte. Ohne eine ständig mäkelnde Mutter, die nur das Schöne in der Welt liebte. Dazu zählte auch meine große Schwester Vanessa – die Traumtochter aller Spießereitern: wunderschön (wenn man Porzellanpuppen liebt), verdammt intelligent (die weibliche Antwort auf Albert Einstein) und so lieb, dass es fast schon weh tat (die wahrscheinlich schärfste Konkurrentin für Mutter Teresa).

Für mich war es schon immer schwer gewesen, mit ihr mitzuhalten. Nicht im Sinne der Schönheit, Intelligenz und Warmherzigkeit. Das wollte ich gar nicht. Mir ging es um die Anerkennung meiner Mutter. Dass sie akzeptierte, dass ich statt Designerklamotten zerrissene Jeans bevorzugte. Dass ich statt guter Noten in Mathe und Deutsch Erfolg in den musisch-

künstlerischen Fächern hatte. Und dass ich meinen eigenen Kopf hatte und nicht zu allem Ja und Amen sagte.

Warum ich immer nur von meiner Mutter erzähle? Sicher, ich hatte auch einen Vater. Meine Eltern waren nicht mal geschieden, sie lebten sogar zusammen im gleichen Haus. Aber mein Vater verbrachte den größten Teil seines Lebens in seinem Radiosender. Ich glaube, wenn es möglich gewesen wäre, seinen Beruf zu heiraten, hätte er das längst getan und mit Sicherheit schon die silberne Hochzeit gefeiert.

Ich mochte meinen Vater. Aber ich kannte ihn nicht so gut. Jedenfalls nicht persönlich, hauptsächlich übers Radio, wo er die Hits der Sechziger, Siebziger und Achtziger spielte. Daher auch meine Liebe zu diesen Musikjahrzehnten. Ich stand auf echte Musik, besonders die Flower-Powerhits. Ich glaubte, wenn ich in dieser Zeit gelebt hätte, wäre es mir besser gegangen. Ich lebte einfach im falschen Jahrzehnt, mit der falschen Familie: Eine Perfektionistin zur Mutter, eine Heilige zur Schwester, und einen Workaholic zum Vater. Da musste man ja überschnappen!

Ich versuchte gerade, den Schlüssel in das Haustürschloss zu stecken, da öffnete sich die Tür vor mir wie von selbst.

»Du bist zu spät!«, sagte meine Mutter.

»Ich weiß«, gab ich zur Antwort.

»Mehr hast du dazu nicht zu sagen?« Meine Mutter stemmte die Hände in die Seiten.

»Mama, ich bin zu spät, ich weiß es! Was möchtest du noch hören?«

»Du bist klatschnass. Wo zum Teufel hast du dich rumgetrieben? Soviel ich weiß, schreibst du morgen einen Physiktest. Wie willst du das schaffen, junge Dame?«

Ich schob meine Mutter, die sich wie eine Mauer vor mir aufgebaut hatte, einfach zur Seite und ging die Treppe rauf in mein Zimmer. Doch so einfach ließ sie sich nicht abschütteln. Sie lief mir hinterher und hielt mich am Arm zurück. »Celine, so geht es nicht weiter! Was soll nur aus dir werden?«

»Alles, nur das nicht, was du gerne hättest. Mama, ich kann mit deinen Vorstellungen nichts anfangen! Alle deine Wünsche haben sich doch schon in Vanessa erfüllt, kannst du mich da nicht einfach nur Celine sein lassen?«

»Nein, kann ich nicht! So wie du rumläufst, wirst du nicht mal einen netten jungen Mann kennen lernen, der dich heiratet und dir ein schönes Zuhause bietet. Du könntest dir doch mal ein hübsches Kleid anziehen und ...«

Ich schlug meiner Mutter die Tür meines Zimmers vor der Nase zu und schloss ab. Mir wurde immer klarer: Ich konnte sagen, was ich wollte – meine Mutter hörte einfach nicht zu. Doch wie sollte ich ihr sonst meinen

Standpunkt klarmachen? Wie heißt es so schön? Wer nicht hören will, muss fühlen. Ich wollte ihr wehtun. So wehtun, wie sie es mit mir tat. Sie sollte merken, wie sich das anfühlt, nicht ernstgenommen zu werden.

Ich setzte mich auf mein Bett, drehte meine Anlage auf volle Lautstärke. *Green Tambourine* brachte mich auf den Geschmack, mein Gras auszuwickeln und eine Tüte zu bauen. Ein bisschen Kiffen würde mich beruhigen, für eine kurze Zeit meinen Stress mit meiner Mutter vergessen zu lassen.

Ich nahm den ersten Zug und lehnte mich zurück in die Kissen. Als sich der Raum mit dem süßlichen Duft füllte, musste ich grinsen. Wenn meine Ma gewusst hätte, dass ich in ihrem Haus Drogen konsumierte, hätte sie mich wahrscheinlich umgehend zum Entzug in die nächste Klinik gebracht.

Als ich zum nächsten Zug ansetzte, klangen die ersten Töne von Scott McKenzies *San Francisco* aus meiner Anlage und ich schloss die Augen.

San Francisco, meine Geburtsstadt.

Ich sah Menschen vor meinen Augen, die am Strand mit Blumen im Haar tanzten, zu Musik, die sie selbst machten. Da gehörte ich hin. Nicht in diese trostlose Welt. Und ich wusste, irgendwann würde es auch so sein.

*Wieso eigentlich erst irgendwann?*, schoss es mir durch den Kopf. Ich konnte doch auch sofort fliegen, auffallen würde es sowieso niemandem. Vorerst zumindest nicht, denn es war mitten in der Nacht. Außerdem wäre es eine gute Gelegenheit, Mama eins auszuwischen. Ich würde ihr beweisen, dass ich meinen Weg gehe, egal, was sie dazu sagt und davon hält.

Voller Vorfreude sprang ich auf, zerrte meinen Rucksack unter dem Bett hervor und begann zu packen: Meinen Walkman, ein paar Klamotten, einen San Francisco-Reiseführer, mein Portemonnaie – und nicht zu vergessen, meinen Talisman, mein Glücksbringer, mein ständiger Begleiter: ein Peace-Anhänger.

Papa hatte mir mal erzählt, dass ich ihn kurz nach meiner Geburt von einem waschechten Hippie um den Hals gehängt bekommen habe. Papa und Vanessa hatten Mama und mich damals aus dem Krankenhaus abgeholt, und als unsere kleine Familie noch einen kurzen Abstecher an den Strand machte, muss er plötzlich aufgetaucht sein, mit langen schwarzen Haaren und dazu passendem Bart, gehüllt in viele bunte Tücher. Er hatte sich vor meinen Kinderwagen gekniet, mich angesehen, gelächelt und nach einem meiner Mini-Füße gegriffen und ihn geküsst.

»Sie ist etwas ganz besonderes. Passt gut auf sie auf.« Dann hatte er seine Peace-Kette abgelegt, den Anhänger geküsst und die schwere Kette um

meinen Hals gehängt. Papa sagt, er wäre so schnell wieder verschwunden, wie er aufgetaucht war. Eine faszinierende Geschichte.

Mama war von dieser Aktion allerdings gar nicht entzückt. Sie hatte mir die Kette wieder abgenommen, fand diesen schmutzigen, offensichtlich drogenabhängigen Kerl sowieso abscheulich. Eine Unverschämtheit, dass er es gewagt hatte, einfach so ihr Baby anzufassen und auch noch zu küssen, wahrscheinlich hatte er irgendwelche Bazillen an sich, die er auf mich hätte übertragen können.

Papa hatte die Kette für mich aufbewahrt und sie mir gegeben, als ich fünf Jahre alt wurde und mir auch an diesem Tag die dazugehörige Geschichte erzählt. Von diesem Tag an träumte ich davon, diesen Hippie einmal zu treffen. Den Menschen, der schon kurz nach meiner Geburt davon überzeugt gewesen war, dass ich etwas Besonderes war. Und meine Mutter hielt mich noch heute, sechzehn Jahre später, für eine Versagerin. Und das nur, weil ich nicht ihren *weiblichen* Vorstellungen entsprach. Aber da pfiff ich drauf!

Als nächstes griff ich nach meinem Sparschwein, wo ich vor ein paar Jahren dick *USA* draufgeschrieben hatte und warf es kurzerhand gegen die Wand. Nach einem dumpfen Aufprall zerfiel das hohle Porzellantier in wenige große Scherben. Ich bückte mich und sammelte die Scheine und Münzen zusammen, die ich mir in den letzten sechs Jahren zusammengespart hatte. Wie viel es war, hatte ich keine Ahnung, aber das war auch egal. Ich war mir sicher, dass es genug war, um mir eine Fahrkarte für den Zug nach Köln und ein Last-Minute-Ticket in die USA zu leisten. Da hatte ich quasi mein gesamtes Taschengeld rein gesteckt, wofür andere Tussis in meinem Alter wahrscheinlich Designerklamotten gekauft hätten, Schminke, Parfüm und all so'n Zeugs, mit dem ich nichts anfangen konnte. Genauso wenig wie mit den neureichen Tussis, die sich dieses Zeug kauften, regelrecht von ihren reichen Eltern in den Arsch geschoben bekamen. Die, die noch nicht einen Finger gerührt hatten, um ihr eigenes Geld zu verdienen. Das hatte ich schon! Stundenlang gekellnert im *Paddy's Irish Pub*, das Justus' Vater gehörte.

Justus und Erik ... meine wahrscheinlich einzigen und besten Freunde. Mir tat es leid, sie hier zurücklassen zu müssen, ohne sie nach San Francisco zu gehen. Aber was blieb mir schon anders übrig? Ich konnte sie ja schlecht mitnehmen, das hier musste ich alleine durchziehen.

Ich stopfte alles in meinen Rucksack, eine gefakte Einverständniserklärung meiner Eltern für den Flug inbegriffen. Nur die Kette landete nicht darin, die hängte ich um meinen Hals. Als ich das Fenster öffnete, merkte ich, dass es immer noch regnete, aber das machte es mir noch einfacher,

dieses Kaff zu verlassen. Ich warf meinen Rucksack zuerst auf die Wiese und kletterte dann an der Regenrinne selbst hinunter. Ich wollte gerade losmarschieren, als ein Auto in unsere Einfahrt bog. Papas Auto. Ich versteckte mich hinter der Hecke, duckte mich. Papa stieg aus dem Auto, schloss die Haustüre auf. Ich beobachtete ihn so lange, bis er im Haus verschwunden war. Ich blieb noch eine Weile hocken, verdrückte eine Träne und warf meinem Papa ein Kuschhändchen hinterher. »Ciao, Daddy!«, flüsterte ich und machte mich auf den Weg, drei Kilometer bis zum Bahnhof zu laufen.

In meine Planung hatte ich nicht miteinbezogen, dass nachts um ein Uhr keine Züge mehr nach Köln fahren. So blieb mir nichts anderes übrig, als die nächsten vier Stunden schlafend auf dem nahegelegenen Parkplatz zu verbringen. Doch das machte mir gar nichts aus. Die Vorfreude auf das, was mich in San Francisco erwarten würde, konnte mir nichts und niemand verderben.

Und tatsächlich befand ich mich ganz achtundvierzig Stunden später in San Francisco, der Stadt der Ausgeflippten, Unangepassten und Phantasten.

Ich fühlte mich trotz anstrengender Reise super gut. Ich stand mitten auf der Market Street, Tausende von Leuten um mich herum. Ich blickte in den strahlenden Septemberhimmel, streckte meine Arme aus, sog die Sonne regelrecht in mir auf.

Gut, nun war ich hier. Aber wie ging es weiter?

Als erstes brauchte ich eine Bleibe, zumindest für die erste Nacht, es war schon später Nachmittag. Mein Reiseführer verriet mir das Sheehan-Hotel, und so sprang ich spontan auf das nächste *Cable Car*. Ganz schön überfüllt, das Ding, aber trotzdem cool! Ich musste stehen, und mir gegenüber stand ein Rastafari, ein hübscher Typ, und grinste mich an. Ich lächelte zurück, was für ihn wohl eine Aufforderung war, mich anzusprechen. »Du bist ein Tourist, oder?«

»Die Bezeichnung finde ich jetzt nicht so cool, aber ich lebe hier nicht. Woran hast du das erkannt?«

»Du schaust so begeistert. Du bist zum ersten Mal hier, das sehe ich dir an der Nasenspitze an.«

»Ach ja? Was kannst du denn noch alles sehen?« Dieser Typ war mir sofort sympathisch, und ich hatte das Gefühl, ihm vertrauen zu können. Und mit diesem Gefühl hatte ich bisher noch nie falsch gelegen.

»Na ja, du bist alleine hier und hast noch keinen Plan, wo du hin sollst, geschweige denn, wie du das alles bezahlen sollst.« War dieser Typ ein Hellseher, oder was? Ich konnte nur nicken.

»Wie heißt du eigentlich?«, fragte ich, denn ich wollte wissen, wer hier meine Gedanken las.

»Nancy.«

»Nancy? Ist das nicht ein Frauenname? Wie kannst du so heißen?«, grinste ich.

»Du darfst nicht vergessen, du bist hier in *The City*, da ist alles möglich. Wie ist denn dein Name, Sternchen?«

Ich glaube, jetzt standen mir Mund und Nase gleichzeitig offen. »Wie kommst du auf Sternchen?«

»Ich weiß nicht, vielleicht liegt es an deinen strahlenden grünen Augen. Warum fragst du?«

»Weil ich Celine Stern heiße. Du bist schon komisch«, gab ich zu.

»Komisch? Nein, das würde ich nicht sagen. Nur ein guter Menschenkenner.«

Das *Cable Car* hielt an, und ich musste aussteigen. Eigentlich. Doch aus irgendeinem Grund zögerte ich.

»Du willst im Sheehan-Hotel absteigen?«, fragte Nancy.

»Ja, eigentlich schon.«

»Okay, es ist billig, aber ich kann dir noch etwas Günstigeres anbieten: Du kannst bei mir wohnen, wenn du möchtest.«

»Nancy, das geht nicht. Ich habe bloß Geld für eine Nacht, habe noch keinen Job ...«

»Den Job kannst du bei mir haben. Du kannst kellnern, in meinem Lokal.«

Ich zögerte. Das ging alles ein bisschen schnell, doch das *Cable Car* entschied für mich, indem es weiterfuhr, ohne mich vorher aussteigen zu lassen.

»Warum machst du das für mich, Nancy?«

»Sagen wir mal so: Erstens möchte ich dich nicht alleine in dieser großen Stadt rumziehen lassen, zweitens brauche ich wirklich eine neue Kellnerin und drittens hat meine Frau gerne Besuch im Haus. Na, was sagst du?«

»Okay. Ich sage ja. Du bist meine Rettung, weißt du das?«

»Na, nun übertreib mal nicht. Ich hoffe, du kannst kellnern? Nicht, dass du die Drinks auf meine Gäste schüttest?«, grinste Nancy.

»Keine Sorge! Das mache ich nur, wenn die Leute mir frech werden!« Ich weiß nicht, ob Nancy das ernst nahm, ich weiß nur, dass ich es ernst meinte.

Nancys Frau Patty war wirklich supernett zu mir. Sie wies mir ein Zimmer in ihrem Haus zu, kochte mir ein wahnsinnig leckeres Chop Suey, und



nachdem ich gegessen hatte, legte ich mich sofort ins Bett und schlief bestimmt achtzehn Stunden am Stück.

Als ich wach wurde, nahm ich erst einmal eine ausgiebige Dusche, zog mich an und lief hinunter in die Küche.

»Hi Patty, wo ist Nancy?«

»Er ist schon im Lokal. Möchtest du etwas essen? Oder trinken? Ich habe frischen Kaffee gemacht.« Patty wartete meine Antwort gar nicht erst ab und gab mir einen vollen Becher.

»Danke. Das ist lieb von dir.« Schnellen Schrittes ging ich ins Lokal, und ich wurde von dem Anblick erschlagen: Der Raum war voll, so voll, wie es *Paddys Irish Pub* in Erpenich wohl nie werden würde.

»Wow! Was ist denn hier los?«, brachte ich gerade so hervor. Jetzt brauchte ich wohl eher ein Bier als einen Kaffee.

»Das ist hier der normale Betrieb, Sternchen. Meinst du, du packst das?« Nancy sah mich besorgt an. Doch die Blöße wollte ich mir nicht geben.

»Doch, das kriege ich schon hin, kein Problem! Wo soll ich anfangen?«

»Siehst du da hinten den Tisch, an der Musicbox? Die drei Jungs sind gerade angekommen. Bei denen kannst du anfangen.«

Ich band mir eine Schürze um, griff mir einen Block und ein Tablett. Ich kämpfte mich durch die Menschenmenge hindurch und sammelte bei den Jungs am Tisch erst einmal die schmutzigen Gläser ein, die noch von den vorherigen Gästen dastanden.

»Hi, was kann ich euch bringen?«, fragte ich mit einem Grinsen auf dem Gesicht. Und das, obwohl ich solche College-Schnösel zum Tod nicht ausstehen konnte.

»Du bist neu, oder?«, fragte der eine und glotzte mich von oben bis unten an.

»Nein, mit Perwoll gewaschen!«, gab ich frech zurück.

»Was hat sie gesagt?«, fragte der dickste von den Dreien.

»Hey, Goldlöffchen! Nicht so frech! Ich dachte, der Kunde ist immer König!«, sagte der erste.

»In eurem Fall ist der Kunde wohl eher ein Arschloch, wenn ich das so sagen darf? Und jetzt sagt mir endlich, was ihr trinken wollt!«

Die Jungs waren von meiner direkten Art wohl ziemlich überrascht und gaben mir doch endlich brav durch, was sie trinken wollten. Mir war klar, wenn ich *diese* Typen handzahn machen konnte, dann war ich auch *jedem* anderen Gast in diesem Lokal gewachsen. Das war so sicher wie das Amen in der Kirchel!

## Tasha

Ich war mehr als genervt! Nicht nur, dass mich die Bedienung ewig lange warten ließ. Nun betrat auch noch diese Gruppe entsetzlich fröhlicher Boys das Lokal! Es war direkt zum Zuvielkriegen und ich hatte nicht wenig Lust einfach wieder zu gehen.

Da endlich kam die Bedienung mit meinem Salat und der Apfelschorle zu mir an den Tisch.

»Das wurde aber auch Zeit!«, maulte ich sie an und wollte die Zeitung bei Seite legen – gerade als die Kellnerin mein Glas abstellte. Ich stieß gegen das Glas und ein paar Spritzer landeten auf meinem T-Shirt.

»Verdammt noch mal, können Sie denn nicht ein bisschen besser aufpassen?«, tobte ich und stand auf.

»Aber das war doch nicht meine Schuld! Sie haben mit Ihrer Zeitschrift gegen das Glas geschlagen!«

»Jetzt bin ich auch noch selbst schuld, dass Sie besser Holzfäller geworden wären? Das ist ja wohl eine Frechheit! Ich möchte sofort Ihren Chef sprechen, aber ganz schnell!« Ich schimpfte, was das Zeug hielt.

»Es tut mir doch leid, was soll ich denn noch sagen? Heute ist mein erster Tag. Wollen Sie wegen dieser paar Tropfen riskieren, dass ich entlassen werde?«

»Sie glauben gar nicht, wie egal mir das ist! Entweder holen Sie Ihren Chef oder ich suche ihn ...«, polterte ich sie an.

In genau diesem Moment trat einer der Radau-Jungs zu uns. »Sagen Sie mal, übertreiben Sie jetzt nicht doch ein wenig? Es ist doch wirklich kaum was passiert, oder?«, versuchte er zu vermitteln.

»Sag mal, was mischst du dich eigentlich ein, hm? Du solltest dich besser daraus halten, Kleiner!«

»Hast du grade *Kleiner* zu mir gesagt?« Entrüstet schaute er mich an und ging ganz automatisch zum *Du* über.

»Sicher! Was soll ich denn sonst zu dir sagen?« Ich war mal wieder in absoluter Kampfstimmung – wie nur allzu oft.

»Bitte, jetzt ist es genug!«, meldete sich die Bedienung wieder zu Wort. »Ich hole meinen Chef. Wenn die junge Dame es wünscht, bezahle ich die Reinigung und werde mich schon mal nach einem neuen Job umschaun!«, versuchte sie, Frieden zu stiften. Trotzdem entging mir ihr sarkastischer Unterton nicht.

»Das ist doch Unsinn«, meinte der Junge.

»Das finde ich allerdings auch«, meinte plötzlich ein Rastafari, der wie aus dem Boden gewachsen hinter der Bedienung aufgetaucht war.

»Haben Sie etwa auch eine Meinung zu dieser Katastrophe?«, meinte ich und deutete auf mein T-Shirt.

»Also, erstens kann ich keine Katastrophe entdecken. Zweitens finde ich es eine Schande, wie Sie sich hier aufführen und drittens täten Sie mir einen riesigen Gefallen, wenn Sie mein Lokal verlassen würden!«

»Wie bitte? Das ist doch wohl ein Scherz, oder? Ich muss mich von Ihrer Angestellten mit einem Getränk übergießen lassen und werde dann noch auf diese Art und Weise von Ihnen beleidigt? – Das scheint hier ja eine richtig asoziale Gegend zu sein in die ich geraten bin«, grinste ich überheblich.

»Jetzt reicht es aber wirklich!«, schimpfte die Bedienung, und in derselben Sekunde schüttete sie mir den kompletten Inhalt des Glases mitten ins Gesicht.

Erschreckt schnappte ich nach Luft und gleich danach nach der Kellnerin. Doch ehe es zu einem ausgewachsenen Catfight kommen konnte, hielt dieser Junge mich und der Rastafari seine Angestellte zurück.

»Ladies, das reicht!«, schimpfte der Chef des Hauses und schob mich zur Tür raus. Er meinte, wenn ich gelernt hätte, mich zu benehmen, könne ich wieder einmal hereinschauen.

Ich befand mich auf dem Gehsteig und kochte innerlich vor Wut. Was bildete sich dieser Pseudo-Jamaikaner eigentlich ein? Und Schuld an dieser ganzen Schmierensposse war nur diese tollpatschige Kellnerin! Sollte die mir noch mal begegnen konnte sie ganz schön was erleben, das schwor ich mir.

Kurz nach mir kam der Junge heraus, der sich eingemischt hatte.

»Na du hast mir ja gerade noch gefehlt!«, schnauzte ich ihn an.

»Na-na, nicht gleich beißen«, lächelte er und gab mir meine Tasche, die ich drinnen hatte liegen lassen.

»Danke«, presste ich zwischen zusammengekniffenen Lippen hervor.

»Keine Ursache. Ich bin übrigens Andy, Andy Hood«, meinte er und streckte mir die Hand entgegen. Am liebsten hätte ich diese freundliche Geste ja ignoriert, brachte es aber irgendwie nicht fertig und stellte mich vor. „Ich bin Natascha Bruckner ...« Ich blieb weiterhin kurz angebunden.

»Angenehm ...«, meinte er und grinste mich schief an.

»Wie auch immer: Kann ich dann meine Hand mal wieder haben? – Ich muss mir nämlich allmählich mal ein anständiges Lokal suchen, denn in diese Kaschemme kriegt mich in diesem Leben niemand mehr!«

»Hey, ganz so schlimm ist der Laden wirklich nicht. Und an dem, was da drinnen abging, bist du doch alles andere als unschuldig, nicht? Gehst du eigentlich immer und mit allen Menschen so um? Die Kleine hatte wirklich keine Schuld an den paar Spritzern – aber das weißt du selbst doch ganz

genau, oder?« Und dann sagte er etwas, dass ich in ähnlichem Wortlaut schon einmal irgendwo gehört hatte: »Wünsche dir lieber nicht, dass jemand auf die Idee kommt, *dich* so zu behandeln ... Das kann ziemlich weh tun, weißt du? Also dann, ich muss wieder rein ... Vielleicht sieht man sich ja mal wieder?«

»Das glaube ich kaum – ich bin nicht von hier. Na dann: Wiedersehen!« Ich wanderte die Straße entlang, als mein Handy sich bemerkbar machte.

»Was ist?«, schnauzte ich los.

»Danke, mir geht es gut. – Hi, hier ist Jack«, hörte ich ihn leise lachen, doch dann fragte er ganz ernst, was los wäre.

»Ich glaube, ich habe mich wieder einmal richtig in die Nesseln gesetzt ...«, begann ich und erzählte ihm die ganze Geschichte.

»Aber diese Trulla ist wirklich super-ungeschickt gewesen«, verteidigte ich mein Verhalten.

»Ich glaube eher, du bist mal wieder super-unsensibel gewesen«, konterte er.

»Meinst du, ja? Der Laden war brechend voll, ich hatte Hunger und dann so was – ich bin genervt ohne Ende, okay? Und jetzt machst du mich auch noch an!«, klagte ich.

»Hey Tasha, was ist denn los mit dir?« Er klang total besorgt und das tat richtig gut. Ich vermisste schon seit einiger Zeit, dass sich jemand um mich sorgte, mich anhimmelte ... sich für mich interessierte. Da kam Jack mir mit seiner Besorgnis gerade recht.

»Ich weiß nicht, Jack... Manchmal fühle ich mich ziemlich allein. Niemand liebt mich!«, jammerte ich und badete regelrecht im Selbstmitleid.

»Du machst es den Menschen auch nicht leicht, dich zu lieben, Tasha! Außerdem sagtest du, willst du ja sowieso nicht verliebt sein ... Du müsstest dich vielleicht mal entscheiden? Wenn du geliebt werden willst, solltest du auch ein bisschen was zulassen, meinst du nicht? Man kann nicht auf den Gefühlen anderer herumtrampeln und sich dann noch wundern, dass nichts zurückkommt! Denk mal darüber nach Tasha. – Wir telefonieren wieder, ja?«

Als er aufgelegt hatte, fühlte ich mich richtig schlecht. Irgendwie war mir klar, dass er Recht hat. Aber die Schuld bei mir zu suchen, kam mir im Leben nicht in den Sinn!

Ich ging ohne zu Mittag zu essen in Moms Hotel zurück – mir war alles vergangen. Ich wollte nur noch weg von hier! Diese fröhliche Hippie-Stadt ging mir auf die Nerven, und die Szene mit dieser Kellnerin in diesem Flower-Power-Schuppen hatte mir den Rest gegeben. Wie gut, dass ich übermorgen nach Deutschland zurückfliegen würde.

## Celine

»Mir ist gerade einmal wieder klar geworden, aus welchem Grund ich solche Tussis nicht leiden kann. Diese verdammte Schlampe! Ich könnte sie ...«, tobte ich mich aus. Jedenfalls so weit es mir möglich war, Nancy hielt mich nämlich weiterhin fest, bevor ich meine Wut an den übrigen Gästen oder am Kneipenmobiliar auslassen konnte.

»Celine, beruhige dich! Ich habe sie rausgeworfen, was willst du mehr?« Nancy nahm nun meine Hand und zog mich hinter den Tresen.

»Ihr die Haare ausreißen! Und die Augen auskratzen! Aber dafür sind meine Nägel nicht lang genug. Vielleicht sollte sie es mit ihren eigenen lackierten Krallen machen!«

Nancy lachte amüsiert und schüttelte den Kopf. »Warst du in deinem früheren Leben eine Raubkatze, oder was?«

»So sicher, wie dieses Weib im früheren Leben eine Giftschlange war!« Ich wollte mich einfach nicht beruhigen.

Mit einem Mal stand der Junge von vorhin vor mir und grinste mich an. »Celine, oder?«, fragte er.

»Ja, richtig. Wieso fragst du?«

Er sah nett aus, natürlich. In Jogginghose, rotem T-Shirt und Baseballcap. »Ich wollte dir bloß sagen, dass du eben total im Recht warst. Übrigens, ich bin Andy.« Er reichte mir die Hand über den Tresen und ich nahm sie an. Wie alt mochte er sein? Neunzehn? Zwanzig? Wie auch immer, in jedem Fall schien er ein Fitness-Freak zu sein. Nicht nur sein fester Händedruck verriet mir das, sondern auch sein durchtrainierter Body.

»Danke, Andy. Auch für deine Hilfe. Obwohl ich mich natürlich auch selber hätte wehren können!«, versicherte ich ihm.

»Aber klar! Da bin ich mir sicher! Vielleicht hätte ich eher Natasha vor dir beschützen sollen?«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Natasha?« So weit war es also schon: Er kannte ihren Namen. Wie süß!

»Ja. Sie hatte ihre Tasche liegen lassen. Da habe ich sie ihr rausgebracht.«

»Wie nett! Auch Finderlohn gekriegt?«, gab ich giftig hervor.

»Nein. Sie hat mich bloß genauso angegiftet wie du jetzt.« Andy grinste, verließ die Theke und machte sich auf den Weg zurück zu seinen Freunden. Die saßen an dem großen Tisch links neben dem Ausgang, außer Andy noch vier andere: ein großer, stiller, schmaler Dunkelhaariger in Jeans und Hemd, ein kleiner, anscheinend ziemlich junger Blonder mit Löckchen, ein Dunkelhaariger mit langem geflochtenem dünnen Zöpfchen im Nacken und sonst kurzen Haaren und zum guten Schluss ein Junge mit

ziemlich verstrubbelten, aschblonden Haaren, der zerrissene Hose und T-Shirt trug. Ein völlig bunt zusammengewürfelter Haufen. Eigenartig. Aber vielleicht bildete ich mir das ja auch nur ein.

Ich starrte noch eine Weile auf die Jungs und hörte erst wieder auf, als der Kleine mich auf sich aufmerksam machte, indem er mich zu sich an den Tisch winkte. Ich griff nach meinem Block und dem Stift, den Nancy mir vor ein paar Minuten noch abgenommen hatte, als ich mich im Eifer des Gefechts mit Natasha befunden hatte. Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge. »Hi Jungs, was kann ich für euch tun?«

Der Junge mit dem Zöpfchen übernahm die Bestellung: »Ein Wasser, drei Kola und ein Bier.«

Bevor ich aufschrieb, fragte ich: »Für wen ist das Bier?«

Der Strubbelige hob die Hand und blickte mich an.

»Für mich. Wieso fragst du?«

»Na ja, ich darf keinen Alkohol an Leute unter einundzwanzig abgeben, daher würde ich gerne deinen Ausweis sehen.«

»Meinen Ausweis?« Der Junge zog die Augenbrauen hoch, als hätte er nicht richtig gehört. Das reizte mich schon wieder ein wenig, und so sagte ich etwas schroff: »Ja, was dagegen? Anweisung vom Chef.«

»Nancy weiß, wie alt ich bin. Ich kriege hier immer mein Bier, wenn wir in San Francisco sind.«

»Ich bin aber nicht Nancy, und ich kenne dich auch nicht. Also zeig mir bitte deinen Ausweis.«

Als hätte ich etwas völlig unglaubliches gesagt, starrten sich die Jungs gegenseitig verwirrt an, was sich dann in ein verschwörerisches Grinsen ausbreitete.

»Hallo? Gibt's ein Problem? Entweder, ich kriege jetzt diesen beknackten Ausweis zu sehen, oder du kannst dir dein Bier an den Hut stecken!« Hier war das Kellnern wirklich schwieriger als zu Hause im *Paddy's*. Zu Hause ... Plötzlich überkam mich ein ganz eigenartiges Gefühl.

»Mensch, Donnie! Zeig ihr doch endlich den Ausweis. Es ist ihr Job!«, sagte der Große. Er lächelte mich an. Donnie seufzte, zückte aber trotzdem sein Portemonnaie, aus dem er seinen Ausweis herausfischte. Widerwillig drückte er ihn mir in die Hand. Und tatsächlich: Donnie war genau einundzwanzig Jahre alt. Wieso war ich eigentlich jetzt enttäuscht? Wahrscheinlich deswegen, weil er im Recht war und ich nicht? Oder was es doch irgendwas anderes?

»Kriege ich jetzt mein Bier?«, fragte Donnie ganz brav.

»Sicher. Es spricht nichts dagegen.« Ich schrieb die Bestellung nun endlich auf. Ich musste mich geschlagen geben, wohl oder übel.

Ich war echt froh, als abends meine Schicht gelaufen war. Nancy hatte mir den Rest des Abends freigegeben, und diese Chance wollte ich nutzen, meine neue Wahlheimat genauer zu erkunden.

Ich wollte gerade die Wohnung verlassen, da trat Patty zu mir. »Sternchen, möchtest du tatsächlich wieder in den gleichen Klamotten losziehen?«, fragte sie mit einem sanften Lächeln.

»Wieso? Was ist daran verkehrt?«

»Sie sind schon ziemlich dreckig und sicherlich schon durchgeschwitzt.«

Ich seufzte. »Ich weiß, Patty. Aber ich habe nichts anderes.«

Patty lächelte bloß, griff nach meiner Hand und zog mich in ihr Schlafzimmer. Sie öffnete den Schrank, und zum Vorschein kamen Kleider; die buntesten, ausgefallensten, kürzesten, längsten, engsten, weitesten Kleider, die es auf dieser großen weiten Welt wahrscheinlich gab.

»Such dir eins aus«, ermunterte sie mich.

Ich zögerte. »Ein Kleid? Ich meine, hast du keine Hose oder so?«

»Nein, ich ziehe grundsätzlich nur Kleider an. Allerdings nur Kleider, die ich selbst entworfen und genäht habe.«

»Du hast die alle selbst gemacht?«, staunte ich und begann, die Kleider nach und nach zu berühren.

»Ja. Dieses hier ist mein erstes gewesen. Das habe ich genäht, da war ich ungefähr in deinem Alter.« Patty zog ein Batikkleid hervor, in lila, gelb und blau gehalten. Der obere Teil bestand aus Samt, der Rest aus Baumwolle. Über und über war es mit Stickereien und Spiegeln verziert. Vorne verlief eine Knopfleiste von oben bis unten hindurch, in der Taille wurde das Kleid mit zwei Bändern im Rücken gebunden.

»Es ist traumhaft!«, rutschte es aus mir heraus. Und das, wo ich Kleider doch eigentlich noch nie leiden konnte. Aber da hatte ich *dieses* Kleid hier ja auch noch nicht gesehen. Kleider kannte ich nur von meiner Schwester, grauenhafte Kostümchen, die sie so schrecklich alt und gekünstelt aussehen ließen. Doch dieses hier ...

»Probier es mal an!«, sagte Patty und hielt es mir vor. »Ich glaube, das würde dir gut stehen.«

»Mir? Nie und nimmer!« Ich schob es sanft von mir.

»Warum denn nicht? Du bist ein bildhübsches Mädchen, was würde dir da besser stehen als ein traumhaftes Kleid?«

»Ich bin doch nicht hübsch! Das will ich auch gar nicht sein.«

»Ob du willst oder nicht: An Tatsachen lässt sich nichts ändern! Zieh dich aus!«

Ich sah Patty ungläubig an.

»Na los, T-Shirt und Jeans aus!«

Ich seufzte, tat aber trotzdem, was Patty wollte. Zwar widerwillig, aber ich hatte das Gefühl, dass sie mich nicht gehen lassen würde, bevor ich ihr erstes selbstgenähtes Kleid anprobiert hatte. Meine Schnürstiefel zog ich aus, stellte sie beiseite. Dann zog ich meine Jeans und T-Shirt aus, so dass ich nur noch in BH und Slip dastand. Ich schämte mich ein wenig gegenüber Patty. Sie war eine so hübsche, dunkelhäutige Schönheit. Und ich mit meinen zu kurzen Beinen, dem breiten Hintern und dem viel zu großen Busen. Ich tippelte etwas unsicher vor ihr von einem Fuß auf den anderen. Sie bemerkte das wohl und sagte: »Hübsch!«

»Was?«

»Deine Kette. Wo hast du sie her?« Patty deutete auf den Peace-Anhänger um meinen Hals.

»Das ist mein Glücksbringer. Habe ich kurz nach meiner Geburt von einem Unbekannten geschenkt bekommen.«

»Das hört sich ja interessant an. Meine Mutter hatte auch mal so einen. Die sind schon sehr alt, weißt du?«

»Du meinst, der ist richtig wertvoll?« Ich drehte ihn zwischen meinen Fingern.

»Diese Sorte schon. Sie haben den Prägestempel von 1969.«

»Falsch. Meiner nicht. Hier steht 1699!« Ich legte die Kette ab und zeigte ihr die Rückseite des Anhängers.

»Eben, Sternchen. Es gab Tausende von diesen Ketten im Jahr 1969, aber nur knapp fünfzig weisen diese Fehlprägung auf. Daher sind sie so wertvoll. Pass also gut drauf auf!« Patty legte mir die Kette wieder um. »So, und nun das Kleid!«

»Patty, es wird mir nicht passen. Ich bin zu klein und habe ein paar Pöls-terchen zuviel.«

»Das Kleid ist weit, da können sich die paar Gramm gut darunter verstecken.« Patty zog mir das Kleid über den Kopf, und es passte perfekt, in der Länge kam es genau am Boden auf.

»Dreh dich um!«, befahl sie mir. Während Patty mir die Bänder im Rücken zusammenband, sagte sie: »Wenn du deine Stiefel jetzt wieder darauf anziehst, bist du größer und das Kleid hat genau die richtige Länge.« Dann drehte sie mich wieder zu sich herum und zog mich vor den Spiegel. »Sieh dich an, Sternchen! Das Kleid ist wie für dich gemacht! Deine Rundungen kommen dadurch bloß positiv zur Geltung!«

Ich gab es nur ungern zu, aber in gewisser Weise hatte sie Recht. Zum ersten Mal fiel mir auf, dass ich eine Taille besaß.



»Du siehst wunderschön aus, wirklich. Jetzt lass ich dich gehen. Weißt du eigentlich schon, wo du hin möchtest?«

»Noch nicht genau. Vielleicht Richtung Strand.« Ich betrachtete mich weiter im Spiegel, konnte den Anblick immer noch nicht fassen. Ich fühlte mich richtig gut.

»Das ist schön, Celine. Aber pass bitte auf dich auf. Ich möchte dich heute Nacht bis spätestens zwölf Uhr im Bett sehen, ist das klar?«

»Du wärst sicher eine hervorragende Mom, weißt du das?«, grinste ich.

»Ich wäre nicht nur eine, ich bin auch eine Mom.«

»Was?« Ich bekam große Augen.

»Ja, du hast schon richtig gehört. Nancy und ich haben vier Kinder.«

»Wo sind deine Kinder denn? Ich habe noch kein einziges gesehen.«

»Das wird sich bald ändern. Morgen lernst du sie kennen, sie haben das Wochenende bei ihren Großeltern verbracht.«

»Das ist Wahnsinn! Ich hätte nie gedacht, dass du schon vier Kinder hast, ich meine, das sieht man dir gar nicht an. Du hast immer noch eine super Figur!« Ich war wirklich erstaunt, und ich glaube, das merkte Patty mir auch an, denn sie lächelte.

»Dann wirst du es wohl noch unglaublicher finden, dass ich bereits mein fünftes Kind erwarte.«

»Bitte, was? Heißt das, du bist schon wieder schwanger?«

»Aber ja! Ich bin im zweiten Monat.«

»Verrückt! Ich meine, haben du und Nancy eigentlich noch andere Hobbys?« Ich schüttelte den Kopf.

»Als Hobby habe ich das eigentlich noch nie bezeichnet. Nette Umschreibung. Es ist ganz einfach so, dass Rastafaris grundsätzlich nicht verhüten, und da Nancy und ich sehr fruchtbar zu sein scheinen, nehmen wir es einfach als Gottes Geschenk hin, mit so vielen Kindern gesegnet zu sein. Und – bei Gott – ich habe mein ganzes Leben lang keine schöneren Geschenke bekommen, als meine vier Jungs!« Das musste wohl die Wahrheit sein, denn Pattys Augen leuchteten wie bei einem Feuerwerk. Aus unerfindlichen Gründen hatte ich plötzlich das Bedürfnis, sie zu umarmen. Was ich auch tat.

»Patty, ich verspreche, dass ich um Punkt zwölf Uhr wieder hier bin und im Bett liege.« Dieses Versprechen fiel mir nicht schwer, und Patty gab mir zur Verabschiedung einen Kuss auf die Wange.